

Prof. Dr. Werner Reinhart

**Rede zum Jahresempfang der Europa-Universität Flensburg am 18. Februar 2016**

**- Es gilt das gesprochene Wort -**

Guten Abend, Frau Alheit, Herr Faber, liebe Mitglieder unserer Universität, verehrte Gäste!

Manchmal bin ich nicht mehr meiner Meinung. Ursprünglich wollte ich diese Rede zum Anlass nehmen, endlich einer nachhallenden Bitte unserer Mitarbeiterin im Gleichstellungsbüro zu entsprechen. Vor ziemlich genau drei Jahren hatte ich in einer Rede zu meinem Amtsantritt Rekurs auf die Märchen der Gebrüder Grimm genommen – das *Flensburger Tageblatt* schrieb damals: „Das Märchen ist eine im politischen Raum weithin unterschätzte Gattung“ – und diese Mitarbeiterin, eine Angehörige der dänischen Minderheit, wünschte sich von mir, dass ich irgendwann einmal auch eine Rede mit Bezug auf ein Andersen-Märchen halten sollte. So dachte ich an unsere Universität, an den großen dänischen Märchenerzähler und an die Anforderungen an eine Bilanzrede, und dann fiel mir ganz prominent – ein Schurke, wer sich Schlechtes dabei denkt – die Geschichte vom hässlichen kleinen Entlein ein: „Den grimme AElling.“ Allein: Eine erneute Lektüre nach Jahren offenbarte mir, dass die Geschichte nicht auf uns passt, zumindest noch nicht, vielleicht überhaupt nie.

Denn das Märchen handelt ja vor allem von einer Transformation, die zu einem Abschluss gekommen ist, wir selbst aber sind in vielem gerade mittendrin. Wir sind mittendrin im Internationalisierungsprozess, mittendrin bei der Umsetzung des Lehrkräftebildungsgesetzes, bei der Suche nach Möglichkeiten, uns auch räumlich zu erweitern, mittendrin bei der Einführung neuer Studiengänge und bei der Etablierung von Forschungszentren.

Stattdessen war ich vielmehr überrascht, wie unschwer sich Andersens Märchen als ein Kommentar zur gegenwärtigen Migrationsbewegung, zur prekären Situation geflüchteter Menschen und zu abscheulichen Auswüchsen von Fremdenfeindlichkeit lesen lässt: [Zitat] „Schaut nur, wie das eine Entlein aussieht, wir wollen es nicht dulden“, „es ist ungewöhnlich und deshalb muss es gepufft, gebissen, gestoßen, gejagt, verfolgt und verspottet“ werden. Der große Däne Andersen hingegen wirbt in seinem Kurztext für Empathie und Toleranz, für Mitmenschlichkeit und gerade in Grenzfällen für Aufgeschlossenheit. Als geradezu vorbildlich bewerte ich in diesem Zusammenhang das Engagement von vielen Mitglieder unserer Universität, darunter viele Studierende, für die Belange Geflüchteter. Unser Strategiepapier zu universitären Angeboten für geflüchtete Menschen ist aus meiner Sicht beispielhaft für eine Haltung, die Verschiedenheit zunächst als eine kulturelle Bereicherung und nicht primär als ein soziales Problem begreift, die sich von Mitgefühl leiten lässt und nicht von Angst.

Keine Andersen-Rede habe ich also in petto, stattdessen aber drängte sich mir, als ich auf das zurückliegende Jahr schaute, ein gänzlich anderer Subtext auf, nämlich jener des antiken Helden Sisyphus. Dieser, Sie erinnern sich, wurde gemäß der antiken Mythologie dazu verdammt, einen riesigen Stein auf einen Berg zu wälzen; wann immer er aber die Spitze fast erreicht hatte, rollte der Stein wieder zurück. Und da ich erst vor kurzem den einflussreichen Essay von Albert Camus über den „Mythos des Sisyphos“ wiedergelesen habe, finden sich in meiner heutigen Rede hie und da auch unvermeidlich Anspielungen auf Absurdes und Revoltierendes.

Der existentialistisch inspirierte Blick passt ohnehin besser zu einer Universität, die sich mit Wagemut, aber wachsam auf den Weg gemacht hat, die wächst und im Wandel begriffen ist. Sehen Sie es mir bitte nach, wenn ich Ausmaß und Größenordnung dieses Wandels exemplarisch lediglich an einer Gruppe, nämlich jener der Professorenschaft veranschaulichen will. Unter Hinzurechnung der noch ausstehenden 17 Verfahren wird die Berufung von fast 60 Prozent unserer Professuren in einen Zeitraum von gerade einmal vier Jahren fallen; bereits heute sind im aktuellen Kollegium diejenigen in der Mehrheit, die innerhalb der letzten vier Jahre berufen wurden. Aufgrund der Neueinstellungen der letzten Jahre ist unsere Universität deutlich internationaler und heterogener geworden.

Und damit auch weiblicher. Der Frauenanteil unter den Neuberufenen lag 2015 bei phänomenalen 80 Prozent. Geschlechterparität in der Professorenschaft liegt an der EUF nicht mehr in einer fernen Zukunft, sondern ist ganz im Gegenteil zu einem Nahziel geworden. Dies ist zuallererst ein Verdienst der hervorragend qualifizierten neuen Kolleginnen selbst, und es ist das Verdienst einer Universität, die sich mit Hilfe ihrer höchst engagierten Gleichstellungsbeauftragten bemüht, ihre Berufungsverfahren fair, transparent und wertschätzend zu gestalten. Diesen vermutlich bundesweit einzigartigen Demokratisierungserfolg darf sich daher, so meine ich, die gesamte Universität auf die Fahnen schreiben.

Wie die Jahre zuvor auch schon war 2015 für viele an der EUF ein fast unzumutbar arbeitsintensives Jahr: Es war eher ein Jahr der Saat als eines der Ernte: Im kommenden Herbst, fristgerecht mit der Ankunft des doppelten Abiturjahrgangs, wird der neue europawissenschaftliche BA an den Start gehen, ein Jahr später werden die letzten der ausgebauten Sekundarlehramtsfächer, aber auch der neue Master Transformation Studies erste Studierende immatrikulieren. Einer Europa-Universität stehen, so meine ich, gerade diese Studiengänge gut zu Gesicht, denn sie laden unter den jungen Menschen diejenigen zu einem Studium bei uns ein, die einerseits mit Leidenschaft an die europäische Idee als einem Einigungs- und Friedensprojekt glauben, und die andererseits dieses Europa durch ihr Engagement für Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit und Vielfalt weiterentwickeln und damit zukunftsfähig machen wollen.

Die Expansion unserer Studienangebote geht einher mit einer Schärfung unseres Forschungsprofils. Ende des Jahres wird sich unser ZeBUSS gründen – so kürzen wir unser Zentrum für Bildungs-, Unterrichts-, Schul- und Sozialisationsforschung ab –, und etwa um diesen Zeitpunkt herum wird wohl mit der Komplettierung unserer Europaprofessuren auch das Forschungsnetzwerk zu interdisziplinären Europastudien seine Arbeit aufnehmen. Die Internationalisierung kommt Schritt für Schritt in allen Bereichen der Universität voran. Im Jahr 2015 hat die EUF ein sogenanntes „Internationalisierungs-Audit“ der Hochschulrektorenkonferenz durchlaufen und im Dezember das dazugehörige Siegel verliehen bekommen. 2016 soll im Rahmen einer produktiven Umsetzung des Audit-Prozesses in ganz herausgehobener Stellung zum Jahr des Ausbaus unserer strategischen Partnerschaften werden. Schon heute ist spruchreif, dass Skandinavien und das Baltikum, Spanien und Schottland oder Irland sowie – last not least – mit einer Stärkung des Weimarer Dreiecks auch Polen und Frankreich zu unseren prioritären Austauschzielen zählen werden.

Wir streben jedoch nicht nur gute Studiengänge, gute Forschungsbedingungen und gute Partnerschaften an, wir wollen als Gesamtuniversität auch für gute *Arbeit* und motivierende Beschäftigungsbedingungen stehen. Nicht ganz zu Unrecht meinten die Götter der Antike, so Camus, dass es keine grausamere Strafe gäbe, als unnütze und aussichtslose Arbeit. Nach einem intensiven Dialog haben wir uns als Selbstvergewisserung und Selbstverpflichtung zugleich auf einen Allgemeinen Verhaltenskodex sowie als erste der Hochschulen im Land auf einen „Orientierungsrahmen für den wissenschaftlichen Nachwuchs“ geeinigt.

Rückblicke laden generell ein zu Tunnelblick und Schönfärberei, allein meine Sache sind Euphorie und Euphemismen heute nicht. Sich auf den Weg machen, heißt immer auch aufbrechen. Man lässt zurück. Man öffnet sich. Man wächst. Unser eigenes Wachstum hat meines Erachtens inzwischen eine Dimension erreicht, die es unumgänglich macht, die Diskussion um die Einrichtung von Fachbereichen oder die Suche nach praktikablen Alternativen erneut aufzunehmen. Organisationsentwicklung – und damit einhergehend Personalentwicklung – werden in den nächsten Jahren ganz oben auf unserer Agenda stehen (müssen). Und auch dies: Zu einer ehrlichen Bilanz gehören nicht nur die Erfolge im Verbundantrag MeQS und im Professorinnen-Programm, sondern auch Rückschläge wie unsere Misserfolge beim Einzelantrag auf Qualitätspaktmittel und in der Qualitätsoffensive Lehrerbildung. Vielleicht kann ja ohne die Bereitschaft zu scheitern nur wenig Gescheites gelingen. Es ist für mich aber ebenso offenkundig, dass wir gemeinsam nach Wegen suchen müssen, um unser Antragsmanagement zu professionalisieren. Vermutlich müssen wir – und ich meine dies vor allem selbstkritisch – auch auf diesem Feld strategischen und programmatischen Entscheidungen eine höhere Priorität einräumen.

Hilfreich war im letzten Jahr auf jeden Fall, dass wir uns in unserem Bemühen um Profilschärfung stets auf die Unterstützung „unseres“ Ministeriums verlassen konnten.

Ich weiß mich jedenfalls mit der Mehrheit der anderen Hochschulpräsidien einig, wenn ich „unsere“ Ministerin als ein sehr durchsetzungsstarkes Kabinettsmitglied würdige. Ihr erfolgreiches Ringen um eine Erhöhung der Grundfinanzierung für alle Hochschulen ist, sofern man sich auf eine wahlperiodenüberschreitende Perspektive einlässt, ohne Beispiel.

Mit *allen* der Anfang Dezember aufgenommenen Neuerungen in der Hochschulgesetznovelle haben indessen noch nicht alle in der Landesrektorenkonferenz und an unserer Universität ihren Frieden gemacht. Sicher: Man kann sich im Leben mit vielem arrangieren, und doch wär's schöner, man müsste es nicht.

„Politik“, so haben Sie, liebe Frau Alheit, formuliert, „beginnt mit der Betrachtung der Wirklichkeit“, aber manchmal erscheint sie eher wie eine Art „Rache an der Wirklichkeit“. Denn es tut doch in der Seele weh beobachten zu müssen, wie sich die Hochschulen verzweifelt darum bemühen, die Novelle – fast schon *contra legem* – so zu umzusetzen, dass bewährte demokratische und manchmal auch basisdemokratische Komponenten des akademischen Alltags nicht verloren gehen. Es ist eben nicht partizipativ, wenn aus Praktikabilitätsgründen nur noch einzelne Sprecherinnen von Statusgruppen zu Wort kommen können, es trägt eben nicht zur Unabhängigkeit der Gleichstellungsbeauftragten bei, wenn man deren Wahl an die Unwägbarkeiten eines nur selten tagenden Gremiums anbindet, und es ist gewiss nicht zeitgemäß oder modern, Kommissionen um das Dreifache ihrer ursprünglichen Größe aufzublähen. Es ist völlig unstrittig, dass das neue Hochschulgesetz auch zahlreiche Verbesserungen beinhaltet. Womit aber viele am meisten hadern – ich muss mich selbst dazurechnen – ist die Pflicht zur Öffentlichkeit sämtlicher Gremiensitzungen.

Ich habe noch niemanden an unserer Universität gefunden, der bestreiten würde, dass universitäre Entscheidungen öffentlich gemacht und vor der Öffentlichkeit begründet werden müssen. Die Kommunikation mit der Gesellschaft hat für Hochschulen eine hohe Priorität – aber sie hat sinnvoller Weise vor allem gesellschaftlich relevante Themen und Probleme zum Gegenstand, nicht jedoch, wie einige Mitglieder eines heiligen Ordens der fadenscheinigen Transparenz meinen, interne Abstimmungs- und Klärungsprozesse. Überregulierung kann niemals die Zumutung ersetzen, die eigene Wirklichkeit an der der anderen zu erweitern. Wer wollte im Übrigen bestreiten, dass Hochschulen eine besondere gesellschaftliche Verantwortung zukommt? Die Hochschulen praktizieren den Dialog mit der Öffentlichkeit bereits in einer Vielzahl von Formaten – anhand von Ringvorlesungen, interdisziplinären Kolloquien, Informationsveranstaltungen, Campusfesten,

Podiumsdiskussionen, Tagen der Offenen Tür und (ja auch) Jahresempfängen. Gerade Universitäten sind seit jeher Orte der neugierigen und kritischen Selbstreflexion einer Gesellschaft.

Und das ist auch gut so, und damit soll es auch gut sein. Ich habe mir schließlich vorgenommen, mich ab Semesterende – also ab sofort – nicht mehr aufzuregen über einzelne Details im Hochschulgesetz. Hier stehe ich, und kann auch anders. Nur ein letzter allerletzter Hinweis noch: Manchmal sind vielleicht doch, so eine asiatische Lebensweisheit, die Esel der Erfahrung wertvoller als die Pferde des Tatendrangs.

Ich scheue jedenfalls nicht davor zurück, die Beratung der Trägerinnen und Träger von politischen Entscheidungen als eine unserer dringlichsten Zukunftsaufgaben zu benennen. Von beiden Seiten ist da noch Luft nach oben, sowohl bei der Offenheit der Wissenschaft als auch bei der Offenohrigkeit der Politik. Wissenschaftliche Begleitforschung zu den Auswirkungen politischer Entscheidungen ist in Schleswig-Holstein und anderswo nämlich keineswegs der Regelfall.

Mit einem Ratschlag, der sich gewiss eher an den Bund als an das Land richtet, mit dem ich aber das Land um Unterstützung bitte, möchte ich deshalb auch das Ende meiner Rede einleiten. Denn manchmal müssen wir auch in die Lage versetzt werden, gesellschaftlich verantwortungsvoll agieren zu können. Der EUF z.B. – einer Universität mit einem dezidierten Profil in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung einerseits und der Europaforschung andererseits – wäre es ein Leichtes, aktuell dringend benötigte Kompetenzen in Form von Qualifikationszertifikaten anzubieten und zu vermitteln. Offenkundig scheint mir der Bedarf zu sein in den Bereichen „Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“, „Inklusion“, „Medienpädagogik“ und „Beratungs- und Entwicklungskompetenz für kleinere und mittlere Unternehmen“, aus sprachpolitischer Sicht wäre es zudem höchst wünschenswert, wenn mehr Menschen spezielle Kompetenzen für Dänisch, Nordfriesisch und Niederdeutsch erwerben könnten. Nennenswert steigern ließe sich die Nachfrage nach solchen Zusatzangeboten nur, wenn diese auch *im Anschluss* an ein fachaffines Studium erworben oder perfektioniert werden dürften und der Erwerb dieser Sonderkompetenzen dennoch bei Bedarf einer Bafög-Förderung unterliegen würde.

Sie haben, liebe Frau Alheit, beim Hochschulempfang vor genau einer Woche darauf hingewiesen, dass Umfrage auf Umfrage immer wieder zu dem Ergebnis kommt, dass die glücklichsten Menschen bundesweit in Schleswig-Holstein leben. Die Psychologie lehrt uns, dass es einen unauflöselichen Zusammenhang gibt zwischen dem Glücksempfinden einzelner und der Sinnhaftigkeit ihres jeweiligen Tuns und Wirkens. Die Mitglieder einer Europa-Universität sind eingeladen beizutragen, z.B. zur Neudefinition von europäischer Identität, zur Ausweitung von europäischer Solidarität und zur Integration von Noch-Nicht-Europäischem. Gefragt zu sein ist eine Glücksursache, gebraucht zu

werden ein Glücksfall. Wir haben deshalb alle allen Anlass zur Gelassenheit – und zwar nicht trotz, sondern wegen der beträchtlichen Sisyphus-Arbeiten unserer Tage. Manchmal sind eben Hoffnungen und Überzeugungen deckungsgleich. Schließlich beziehen wir alle unsere Energie aus antizipierter Retrospektion. Auch Ende 2016 wird einiges neu und anderes beim Alten geblieben sein. Noch so manche Herkulesaufgabe wird zu einer Sisyphus-Aufgabe mutieren. Unter einem Nolde-Himmel lässt sich leicht aushalten, dass sich das Rad der Fortuna unaufhörlich dreht und mitunter am Ende nichts weiter erreicht ist als ein Anfang von vorn. Schließlich sind laut Camus Glück und Absurdität Kinder ein und derselben Erde. Der französische Philosoph muss wohl unbewusst an das deutsch-dänische Grenzland gedacht haben, als er dereinst resümierte: „Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“